

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 105 Bromberg, den 9. Mai 1933.

Die Frau, die man übersah

Roman von Harald Baumgarten.

(12. Fortsetzung.)

Die beiden stutzerhaft gekleideten jungen Schreiber waren hastig aufgesprungen, als Jolanthe Falk die Tür des Bureaus geöffnet hatte. Sie klappten in einer tiefen Verbeugung zusammen, die mehr dem „guten Fall" als ihrer Person galt. Der Bureauvorsteher aber, der ihren Anruf abgenommen hatte, war mit großer Eile in das Zimmer des Anwalts gestürzt. Notar Grussendorf erschien selbst in der Tür und bat sie, nur einen Augenblick zu verweilen, bis er ihr ganz zur Verfügung stehe.

Mechanisch kam Jolli seiner Bitte, solange im Wartezimmer Platz zu nehmen, nach. Sie bemerkte es kaum, daß ein älterer Herr das Bureau betrat, dem Vorsteher seine Karte überreichte, und nach einem kurzen, leisen Wortwechsel sich neben sie setzte, ohne ihr mehr als einen flüchtigen Blick zu schenken. Stuhlrücken im Bureau des Anwalts. Dann das Klinken der breiten Tür. Eine pelzbeladene Dame, deren aufdringliches Parfüm die Luft durchtränkte, drückte dem Notar die Hand

„Fräulein Falk, darf ich bitten", sagte der Bureauvorsteher, seinem Drehstuhl eine geschickte Wendung zu ihr hinübergebend

Sie erhob sich hastig. Es war ihr, als werde jetzt eine Last von ihr abgewälzt, die sie zu erdrücken drohte.

Der Herr, der neben ihr saß, war beim Klang ihres Namens ebenfalls aufgestanden. „Sie sind Fräulein Jolanthe Falk, die Erbin der Missis Clifford?" Sie nickte kurz und verwundert.

„Ihretwegen bin ich hier. Mein Name ist Robertson, James Robertson, Geschäftsführer der Firma Clifford. Ich freue mich, Sie so schnell kennenzulernen. Wenn es Ihnen recht ist, komme ich gleich zum Notar mit hinein. Ich habe einen wichtigen Brief für Sie, Miß Falk."

Gleich darauf saß Jolli dem Notar gegenüber. Mister Robertson hatte sich einwandfrei legitimiert. Er sprach ein mit englischen Brocken gespicktes Deutsch.

Der Notar lehnte sich in seinem Stuhl zurück. „Sie haben meinem Bureauvorsteher eine merkwürdige und lakonische Antwort gegeben, Fräulein Falk. Sie wollen die Erbschaft ablehnen? Woraus resultiert Ihr plötzlicher Entschluß?" Aufmerksam sah Robertson von einem zum andern. Man merkte ihm deutlich die Absicht an, sich erst einmal zu informieren.

Stockend begann Jolli. Aber als ihre Empörung mit ihren Worten sich freie Bahn schuf, wurde ihre Rede in gleichem Maße fester und unerschrockener. „Man hat mich zu einem Spielball gemacht, Herr Notar. Ich weiß nicht, was Missis Clifford bewogen hat, dieses Testament zu machen. Ich war bereit, es zu erfüllen, weil ich mein Wort gegeben hatte, ihren letzten Willen auszuführen. Aber heute ist ein Herr bei mir gewesen, der mir Dinge mitgeteilt, Anerbietungen gemacht hat, die mich — als ich sie nur anhören mußte — tief erniedrigten. Wollen Sie zur Kenntnis nehmen, daß ich die Erbschaft nicht antrete."

Die beiden Männer schwiegen. Der Notar strich sinnend seinen gepflegten Bart. „Es ist in der Tat ein seltsames Testament, das zwei junge Menschen in einer Ehe zusammenfesseln will, die sich noch nie gesehen haben. Aber Missis Clifford machte mir den Eindruck einer außergewöhnlichen Persönlichkeit."

Robertson nickte eifrig. „In meinem ganzen Leben habe ich niemals eine Frau kennengelernt, die so auf dem Instrument „Mensch" zu spielen verstand wie sie. Sie wertete nicht nach dem Gesicht, nicht nach Worten, die oftmals die Gedanken in dürftige Kleider hüllen. Sie sah den Menschen ins Herz, Miß Falk. Und ehe Sie diese endgültige Ablehnung aussprechen, möchte ich Sie bitten, diesen Brief zu lesen. Er lag in ihrem Schreibtisch, und wie Sie sehen, trägt er die Überschrift: Miß Jolanthe Falk sofort nach meinem Tode zu überreichen. Ich glaube, daß er den Schlüssel zu ihrem überraschenden Testament enthält. Ein Testament, Miß Falk, das ein großer Mensch nach vielem Nachdenken und in schwerer Sorge gemacht hat. Bitte, vergessen Sie das nicht. Er reichte Jolli einen versiegelten Brief, den sie sogleich öffnete.

Und die Stimme Missis Clifford sprach zu ihr:

„Meine liebe Jolli! Ich will Dich nicht an Dein Versprechen erinnern. Versprechen sind Worte, die der Wind dahinträgt. Ich will an Dein Herz und Deinen Verstand appellieren. Aber vorerst bin ich Dir eine Erklärung schuldig. wieso ich dieses Testament, das Dir Sorge und Leid bringen wird, gemacht habe.

Ich hätte Dich, die Du mir in meiner Krankheit, die doch wohl viel gefährlicher war, als man mir zu sagen wagte, eine kleine, treue Freundin geworden bist, mit Geschenken überhäufen, mit einem Legat abspeisen können. Aber, liebe Jolli, ich bin eine große Egoistin. Mein Lebenswerk — das Werk rastloser Tage und schlafloser Nächte, sollte nicht in ungeschickte Hände fallen, unter denen es zerfließen würde.

Mein Neffe Reginald ist ein ganz und gar ungebändigter, trotzig knabenhafter Charakter. Er hat ein gutes Herz, aber er ist zu schwach. Nur eine Frau, die ihn erkennt und das Gute in ihm weckt, kann ihn zu einem wertvollen Menschen erziehen. Und diese Frau bist Du, Jolli. Ich beobachtete Dich bei dem Brand und sah Deinen unerschrockenen Geist.

Ich habe viel an den Menschen herumstudiert und habe mich selten geirrt. Deine heimlichen Blicke, die das Bild Reginalds suchten, gaben mir Einblick in Deine Seele. Die Liebe ist ein Phantom, das auftaucht, ohne daß die Menschen es wissen. Liebe kleine Jolli! Ich will nichts als Dein Glück Und ich glaube, daß es Dir auf dem Weg, den ich Dir weise, blühen wird.

Das Märchen vom verzauberten Prinzen kommt aus der tiefsten Seele des Volkes. Es wird immer wieder Wirklichkeit. Versuch es, Reginald Solm eine liebende Frau zu werden. Laß Dich nicht abschrecken von den Steinen, die man Dir in den Weg werfen wird. Geh mutig voran! Entwickle Deine Fähigkeiten! Folge mir das eine Jahr! Dann entscheide frei.

Mister Robertson wird Dir ein Helfer sein. Und vielleicht auch das Andenken an eine einsame Frau, die Dich und Reginald sehr geliebt hat. Helen Clifford."

Jolli Falk ließ den Brief auf ihren Schoß sinken. Sie sah Mister Robertson an, aus dessen guten Augen ein fester Wille leuchtete. „Ich will es versuchen, Mister Robertson!"

Robertson nahm ihre Hand. „Ich danke Ihnen, Miß Falk, im Namen einer edlen Frau, die von uns gegangen ist. Es wird ein dorniger Weg für Sie."

Fest erwiderte Jolanthe Falk: „Aber wir wollen ihn gehen."

Monsieur Charles Rison lag zwischen acht und neun Uhr malerisch dahingestreckt auf einem Liegestuhl in der Continentaldiele, als er zu seinem großen Erstaunen Mister Robertson statt der erwarteten Jolanthe Falk auf sich zukommen sah.

Robertson blieb dicht vor ihm stehen. „Ich komme im Auftrag von Miß Falk, Herr Professor. Sie ist mit Ihren Vorschlägen einverstanden. Wir haben die Bedingungen bei Notar Grussendorf formuliert und aufgeschrieben. Die Hochzeit wird in acht Tagen in London stattfinden.

Jolanthe Solm — wie die Dame dann heißen wird — bleibt in Deutschland, und nach einjähriger Ehe, während welcher Zeit ich nach dem Testament das Vermögen verwalte, bekommt Frau Solm eine Million. Wo können wir das Nähere besprechen?"

Charles Rison erhob sich mit einem triumphierenden Zug in seinem Galgengesicht. „Wollen Sie mir gütigst auf mein Zimmer folgen, Mister Robertson?"

VII.

Nebel über London! Wenn man aus dem Hause trat, meinte man, ihn wie Torf abstechen zu können, so schwärzlich kompakt drang er auf die Menschen ein. Die Signalhupen der Autos klangen wie drohende Nebelhörner verirrter Schiffe. Gestalten, die man bisher nicht geahnt, segelten plötzlich wie verzerrte Silhouetten auf einen zu und verschwammen ebenso rasch in dem dunkel lastenden Meer, wie sie auftauchten.

Es hatte getaut und der Schnee, der in schmutzigen geballten Haufen hier und da den Bemühungen der Straßenreiniger getrotzt hatte, verwandelte sich in eine trübselige, in sich zusammensinkende Masse von kalter Nässe.

In einem kleinen Hotelzimmer in der Nähe der Themse, in dessen Kamin ein helles Feuer Behagen verbreitete, vor einer dampfenden Punschterrine, deren Düfte das Zimmer mit einem belebenden und anheimelnden Geruch erfüllten, saß Mister Robertson.

Sein freundlich strahlendes Gesicht wies darauf hin, daß er schon einige Gläser des dampfenden Getränks genossen hatte, während Jolli Falk, in ihrer Schwestertracht wie eine graue Nonne aussehend, mit schweren Augen in den Nebel starrte, dessen schwarze Schwaden am Fenster vorbeifluteten. „Ein herrliches Wetter! Ein geradezu ideales Wetter für unsre Pläne, Miß Jolli!" sagte Mister Robertson vergnügt, indem er mit genießerischem Behagen den Füllöffel in die bauchige Terrine des Punsches versenkte und geschickt ein Zitronenscheibchen auffing.

Jolli antwortete nichts. Sie meinte in dem Nebel bedrückende und unheilvolle Zukunftsbilder zu sehen. Robertson bemühte sich, ihre trüben Gedanken zu zerstreuen. „Es ist nichts verloren, Miß Jolli, rein gar nichts. Sie erfüllen den letzten Willen der Verstorbenen, Sie greifen persönlich in ihr eigenes Schicksal ein und brechen dabei doch nicht eine einzige Brücke ab, die es Ihnen ermöglicht, in Ihrer eignen Vergangenheit unterzutauchen. Sie haben nichts weiter zu tun, als Ihr liebes Gesichtchen eine kleine halbe Stunde unter Ihrer Haube so gut wie möglich zu verstecken." Er knipste mit den Fingern. „Ein ganz famoses Plänchen, Miß Jolli — ein exzellentes Plänchen!" Ein langer kräftiger Schluck unterbrach diesen Satz. „Ich würde Ihnen raten, Miß Jolli, diese Mischung von Orangen, Zitronen und altem edlen Bordeaux einmal zu probieren. Glauben Sie mir, es ist ein angenehmes Gefühl, wenn Freund Alkohol die häßlichen Konturen des Lebens in ein fröhliches Halbdunkel hüllt."

„Ich wünschte, dieser Tag wäre vorbei. Auf der ganzen Fahrt hierher kam mir dies alles wie ein böser Traum vor, der beim Erwachen verwehen würde. Aber da nun die Stunde heranrückt, die mich fürs Leben an Reginald Solm binden soll, überfällt mich die Angst." Zwei große Tränen hingen an ihren Wimpern und gaben ihrem blassen Gesicht den Ausdruck eines tiefen und schmerzlichen Leides.

„Sie müssen stark sein, Miß Jolli!" Robertson hatte sich erhoben und mit einer väterlich gütigen Bewegung seinen Arm um ihre zarten Schultern gelegt. „Sie müssen den Kopf oben behalten. Freuen Sie sich nicht auf Amerika, auf die Wolkenkratzer und das brausende Leben in der Stadt? Auf Ihr Wirken in der Firma Clifford? Ach, meine liebe Miß Jolli, das ist etwas andres, als im Krankenhaus eingeschlossen zu sein. Da werden Sie es erst empfinden, was es heißt „Leben"! Und dann das Ziel, Miß Jolli. Einen jungen Menschen den Klauen einer Bande von Hochstaplern zu entreißen, denn das und nichts andres sind diese edle Großmutter und der famose Charles Rison". Er lachte siegessicher. „Wir wollen ihnen ein Schnippchen schlagen, Miß Jolli, ihnen die Millionen, die sie schon in der Tasche zu haben glauben, vor der Nase wegschnappen!" Mister Robertson wurde ganz jugendlich und ging mit federnden Schritten im Zimmer auf und ab. Als er aber Jolli in ihrer rührenden Traurigkeit vor sich stehen sah, nahm er ihren Kopf in seine beiden Hände. „Kleine Miß Jolli, ich weiß es, das Glück wartet auf Sie! Es gäbe keine Gerechtigkeit auf der Welt, wenn es nicht zu Ihnen käme. Leben ist Kampf! Und nun kommen Sie, ich hörte soeben unser Auto durch diesen wunderlichen Nebel zu uns hinaufrufen. Kommen Sie — kleine Braut! Es ist eine traurige Hochzeit, aber sie soll doch noch zwei Menschen glücklich machen. Vergessen Sie nie das Wort der alten Missis Clifford: Er hat das beste Herz von der Welt."

Jolli sah zu ihm auf, ein weiches Lächeln, auf dem die Tränen glänzten, füllte ihr Gesicht. „Ich will stark und mutig sein!"

*

Ein unfreundliches Haus, mitten in der City, mit rußgeschwärzten Fenstern und engen, unpraktischen Stuben, in denen vertrocknete Schreiber mürrisch herumschnüffelten und mit demselben gleichgültigen Gesicht Geburten, Sterbefälle und Eheschließungen registrierten. An der Decke brannte eine schwache Glühbirne, um die Finsternis, die der Nebel schon um die Mittagszeit mit sich brachte, in ein kraftloses, graues Licht zu verwandeln. Reginald Solm ging in dem Zimmer herum, die Hände in den Hosentaschen und warf unwillige Blicke auf den verknöcherten Schreiber, der vor einem Pult saß und eifrig beschäftigt war, auf seinem fettigen Pergamentpapier mit seinem Taschenmesser ein belegtes Brot in mundgerechte Stücke zu zerkleinern.

Charles Rison hockte auf einem Stuhl, der verloren an der Wand stand. Ein Zylinder lag auf seinem Schoß, dem er durch Reiben mit der flachen Hand neuen Glanz verleihen wollte.

„Die Braut noch nicht da?" fragte der Clerk, ein neues Stückchen Brot zwischen die nikotinbraunen Zahnreihen schiebend.

„Es ist noch fünf Minuten bis halb eins", erwiderte Reginald kurz.

„Dann werden Sie wohl nachher etwas warten müssen, es ist heute viel zu tun." Mit einem beleidigten Achselzucken nahm der Schreiber ein umfangreiches Register von einem hohen Regal.

Reginald unterbrach seinen Gang und lehnte sich an die kahle Wand. „Eine ekelhafte Komödie!" stieß er halblaut hervor.

Charles Rison hielt seinen Zylinder in Augenhöhe und suchte offenbar nach einer neuen Stelle, die einer Verschönerung bedürftig war. „Die meisten Dinge in diesem Leben sind Komödie, lieber Reginald. Das Entscheidende bleibt, ob der Vorteil auf der eignen Seite ist. Ich glaube, in diesem Falle wird es so sein. Sie hätten meinen Vorschlag, Madame und Mademoiselle de Pirelle auf diese unangenehme Reise mitzunehmen, ruhig akzeptieren sollen."

„Es wäre noch geschmackloser gewesen, Monsieur Rison. Heute abend sind wir wieder in Paris, Gott sei Dank! Ich muß Ihnen offen gestehen, daß mir noch nie ein Tag so lang und so bedrückend erschienen ist wie dieser, mein Hochzeitstag. Wahrhaftig, ich leide unter dieser Komödie mehr, als Sie alle ahnen."

(Fortsetzung folgt.)

Abschied von Thorn.

Von K. Wilck.

Sei mir gegrüßt, du stolze Stadt
Der Weichsel Königin,
Zu deren Fuß gewaltig rauscht
Der mächt'ge Strom dahin.
Seit ich zum ersten Mal dich sah,
Hat dich mein Herz erkor'n,
Stand in dein Bild versunken da,
Mein Thorn, mein stolzes Thorn!

Die Heimat mir woanders liegt,
Die mich geboren hat:
In Weizenfelder eingewiegt,
Ist's eine kleine Stadt . . .
Und werd' ich auch vergessen nie
Die Stadt, die mich gebor'n,
Du wurdest mir so lieb wie sie,
Mein Thorn, mein stolzes Thorn.

In deinen Mauern wunderalt
Nahm einst mein Glück den Lauf,
Und junges Leben ward Gestalt
Und schlug die Augen auf.
Das dank' ich dir von Herzen still
Und hab' mir's zugeschwor'n,
Daß ich dich nie vergessen will,
Mein Thorn, mein stolzes Thorn.

Und wo auch immer weilt mein Fuß,
Sing' ich mein Loblied dir.
Dir weih' ich Wort und Lied und Gruß,
Du, zweite Heimat mir.
Und meinen Kindern immer neu
Schreib' ich's in Herz und Ohr'n:
„Liebt Eure Heimat fest und treu,
Mein Thorn, mein stolzes Thorn."

Und schlägt mir nun die bange Stund',
Daß ich hier scheiden soll,
Dich grüß' ich noch mit Herz und Mund,
Das Auge tränenvoll.
Und sollt' ich nie dich wiedersehn —
Doch immer, traumverlor'n,
Wird stets dein Bildnis mit mir gehn
Mein Thorn, mein stolzes Thorn.

Ein Geschenk des Lebens.

Skizze von Gabriele Reuter.

Rudolf erstieg im Nebel die Höhe, von der aus er Abschied zu nehmen dachte, Abschied von den Bergen und der Freiheit der Ferienzeit. Am nächsten Morgen sollte ihn der Zug nach München führen. Dort noch einige Tage Museen, und es ging wieder in die Einförmigkeit von Beruf und Ehe.

Er seufzte. An seinem Menschenlose war nichts mehr zu ändern. Alles bewegte sich in geregelten Bahnen. Sein Beruf brachte ihm ein gutes Einkommen, seine Frau achtete er hoch und hatte sie wohl auch lieb, ein Punkt, über den man besser nicht nachdachte.

Diese einsamen Urlaubszeiten im Sommer, während die Frau bei den Eltern weilte, hatte Rudolf sich als einzige Ausnahme erkämpft, anfangs nicht ohne Mißstimmung von der Gegenseite, jetzt galten sie schon als Gewohnheit.

Rudolf genoß sie ganz und stark. Er fühlte in der Natur eine Wärme sein Herz überfluten, die er für Menschen selten aufbrachte. Da gab es in ihm stets sonderbare Hemmungen. Mißtrauen wäre zuviel gesagt. Mehr ein leises Erstarren, über das er auch mit dem Willen nicht Herr zu werden vermochte. Dasselbe Erstarren hatte sich nach den ersten leidenschaftlichen Liebeszeiten auch in seiner Ehe zwischen ihn und Klementine geschoben. Still und kühl, eine ungreifbare Nebelwand stand es zwischen ihnen beiden.

Die Leute sagten, es sei seine kalte Natur, seine hochmütige Gelassenheit, die ihn verhindere, sich Freunde zu schaffen. Aber sein Temperament war ja weder ruhig noch kalt, und hochmütig war er schon gar nicht. Von diesem Fehler wußte er sich frei. Er hatte sich nur so fest eingesponnen in sich selbst nach der großen Enttäuschung der Ehe, von der er Unermeßliches erwartete, die aber nichts anderes wurde, als ein Nebeneinanderleben zweier Menschen, die sich fremd blieben. Die sehr höflich, sehr rücksichtsvoll miteinander verkehrten, weil sie als kultivierte Herrschaften es vor allem vermeiden wollten, Gereiztheiten und Streitsucht in ihrem gesitteten Heim Raum zu geben. Sie fühlten, beide: sobald die strenge Selbstbeherrschung, in der sie sich hielten, einmal gelockert sei, mußten sie schnell aus Freunden zu Feinden werden.

Wie wundervoll es doch war, in diesem feuchten Grau den moosigen Felsenweg emporzusteigen, über den hohe Fichten ihre schweren, von Flechten behangenen Äste neigten. Ein leises Schauern ging durch die Wipfel, Tropfen rieselten auf den Wanderer nieder. Beperltes Farrengekräut drängte sich aus dem Gestein. Rudolf hob mit zartem Finger die Büschel empor, entzückte sich an den feinen, zierlichen Formen. Und wie kokett die purpurnen Zackenblättchen des Storchschnabels sich dazwischen mischten! Aus dem silbernen Tropfengeflimmer hoben sich die Gruppen von rosa Fruchtbecherlein zu einer grauen Flechte. Welche Herrlichkeiten im Kleinsten!

Hätte er dies Weben und Wachsen und Blühen einem Kinde zeigen können — er wußte, daß vor ihm seine scheue Zurückhaltung geschwunden sein würde. Warum dachte er jetzt an diesen alten Wunsch? Längstbegrabenes sollte nicht wieder aufgewühlt werden.

Einen großen Ausblick würde er heut schwerlich noch gewinnen. Schade! Doch stieg er vollends empor zu der Bank, die unter einem rissigen, alten Ahorn stand, blickte das breite Tal hinab, das von einer weißen Wolkenmasse erfüllt schien, zur verhangenen Ferne. Jenseits des Tales türmten sich die grauen Wände, hinter der er das wild emporgebäumte Geklüfte kahler Felsen wußte, doch die große Stille wich einem Wogen und Wallen. Hier und da zerrissen die grauen Massen, schimmerten weiß unter bleichen Sonnenstrahlen, die sich hindurcharbeiteten. Felsenhäupter entblößten sich, gleich Fetzen grauer Gewänder hing das Schleierzeug an ihren Zacken. Und plötzlich hatte die Sonne in seinem Rücken, die er nicht sah, über die Dünste gesiegt. Die graue Wand zerriß von oben bis unten. Das Dampfgewölk sank zu Tale, zerflatterte wesenlos.

Glänzend, in Feuchten gebadet, von Goldlichtern überschienen, hob sich die Welt gewaltig geschichteter Berge und Felsen aus der Tiefe zum blaßblauen Himmel.

In dem Baum über dem Manne begann ein Vogel selig zu zwitschern, als wolle er dem Licht ein Abenddankopfer bringen.

Je tiefer die Sonne sank, desto wärmer wurden die Farben. Rosengewölk erschien am Himmel, Rosenschleier wehten über die bewaldeten Höhen, aus denen die silbernen Felshäupter stiegen. Sie begannen in einem zarten Violett zu schimmern, das wie ein neues, geheimnisvolles Leben aus ihrem starren Innern hervorzuquellen schien. Aber der Hochstein, der Gewaltige, der die Gruppe königlich überragte, schien Flammen glühender Röte aus seiner Wurzel zum zackigen Gipfel emporzutreiben. Es war ,als bestehe er aus glühendem Eisen; beinahe durchsichtig wurde der Felsen. Jede Schwere und Wucht hatte er verloren, gleich einem purpurn lodernden Fanal bohrte er sich in den dunkelnden Himmel. In den Schattentälern lagerte warme Veilchenbläue.

Atemlos hatte Rudolf das gewaltige Schauspiel verfolgt. Nun stand er am Rande der Höhe, die jäh zum Tal abstürzte, das Herz von unendlichem Glück erfüllt. So etwas gab es denn doch noch auf dieser trüben und gleichgültigen Welt. Er hätte dankend niederknien mögen vor der übermächtigen Gewalt, die solches schuf und die von den Menschen Gott genannt wird. Aber er war ja ein höherer Beamter und ein nicht mehr junger, steifer Herr, der sich solchen exzentrischen Bewegungen wie Hinknien niemals überlassen würde.

Schon verblaßte die geheimnisvolle Glut. Die violetten und rosaroten Schleier verschwanden. Der Hochstein stand blaßgrau und fahl, wie gestorben. Eine Kühle, welche Rudolf unangenehm durchschauerte, wehte aus dem Felsenhohlweg in seinem Rücken. Nun war es Zeit, in den Gasthof zurückzukehren. Noch einen langen Blick warf er über die ergraute Welt.

„Ja ja," dachte er, „es gibt nur Augenblicke, in denen man über sich hinauswächst und die Feuerkrone eines großen Gefühls tragen darf. Dann ist alles wieder wie zuvor. O Kle-

mentine, wärst du in diesen Augenblicken mir zur Seite gewesen... Habe ich unrecht an dir getan, dich solcher Andacht zu berauben? Tue ich dir nicht immerfort unrecht?"

Ein physischer Schmerz stach durch sein Herz. Wer war schuld daran, daß ihrer Ehe der Segen fehlte? Man war kultiviert und redete nicht darüber. Aber seitdem sie jede Hoffnung begraben hatte, waltete Todesstarre zwischen zwei Menschen, die einst mit glühenden Verlangen einander in die Arme geeilt waren.

Er reckte die Arme, straffte sich auf. Ihm grauste vor der Heimkehr. Was half es, er mußte doch zurück in die öde, stille, tadellos ordentliche Wohnung, in die öde, stille, tadellos ordentliche Ehe.

Er wandte sich. Aus dem Felsenhohlweg, den er vorhin erstiegen, trat ein Weib, in ein Tuch gebunden eine Last Heu auf dem Rücken schleppend, einen Buben am Rock hängend, ein Kleines auf dem Arm. Groß und schlank war sie, herbe in den Umrissen, wie diese hart schaffenden Frauen der Berge, schwarzhaarig und mit einem Glutblick dunkler Augen, der sich auf ihn heftete, als er sie zögernd betrachtete, indem sie ihm entgegenging. Rudolf blieb stehen, nahm seine Brusttasche, reichte ihr einen Schein. „Da — kaufen Sie dem Ding etwas Gutes! Ist's ein Bub oder ein Mädel?"

Das Weib brach ob der unverhofften Gabe in wortreiches Dankgeschrei aus. Er strich dem Kinde auf ihrem Arm mit dem Finger über das flaumenweiche Wänglein. Zwei himmlische Braunaugen strahlten ihn mit goldenem Schimmer an, ein Lächeln von unendlicher Lieblichkeit erblühte auf dem entzückend geformten offenen Mäulchen. Rudolf blieb das Herz stehen vor Staunen über die Holdheit dieses kleinen Bergblümleins.

„Ja, es ist ein Mäderl! So lächelt nur ein kleines Weiberl", sagte er scherzend zu der Mutter. Seine Blicke fielen auf den Knaben zur Seite. Der trug schon die Spuren von Not und Hunger in den hageren Gliedern, dem gedunsenen Bäuchlein. Und wieder weidete er seine Blicke an dem Göttergeschenk von Schönheit, welches das arme Weib auf dem Arm trug. Wie sich dieses dunkelgoldne Löckchen in die feingebildete Stirne ringelte — und diese Nüstern am geraden Näschen, zierlich und fest, von guter Rasse.

„Ihr seid zu beneiden", sagte er langsam, versonnen. „Wißt Ihr das wohl? Solch ein Kind..."

„Habt's keins?"

Rudolf schüttelte stumm den Kopf.

„Da nehmt's doch — ich schenk's Euch!" Und mit einem hastigen Griff setzte die Tirolerin dem norddeutschen Herrn das Kind auf die Arme, die sich halb unbewußt entgegenstreckten, weil ja das Kind sonst zu Boden gestürzt wäre. Die Kleine schrak nicht, wie man meinen sollte; sie sah mit ihren goldenen Augen aufmerksam zu Rudolf empor und griff mit beiden Händchen zausend in seinen Bart.

Der neigte sich und küßte das süße Mäulchen, aus dem ein schwacher Milchduft strömte. „Du Liebes, Schönes", sagte er zärtlich, „man möchte dich vor allem Bösen behüten! Da geh nur wieder zu deiner Mutter! Was würde die sich grämen, nähm' ich dich mit!"

„Herr," sagte das Weib trocken, „ich hab noch sechs, die hungern und drei auf dem Kirchhof — ich tät's nicht missen."

„Ja, habt Ihr keinen Mann, der Euch schaffen hilft?"

„Dem Mann hat zu Weihnacht eine Steinlawine die Beine zerschlagen — der lernt's Gehen nimmer."

„Mein Gott — das ist hart."

„Ja — hart ist's schon! Das Mädel ist eine Feine — die gehört in ein Herrenhaus — bringt's nur Eurem Weib mit — die wird's schon freuen... Und vergelt's Euch Gott tausendmal..."

„Ja, Frau, das geht doch nicht so, wie Ihr das denkt — hört doch...!" So rief der von den sonderbarsten Empfindungen bestürmte Rudolf hinter der Frau her, die trotz ihrer schweren Last mit weiten, starken Schritten an der Bank unter dem Ahornbaum vorüber den Pfad ins Tal hinabschritt, wo Dämmerung und Tiefe sie schnell seinem nachschauenden Blick entzog.

Der Mann stand verwirrt mit der lebendigen Last in seinen Armen. Zuerst zitterte er nur, daß das Kindchen beginnen würde zu schreien. Er wagte sich nicht zu rühren. Er wollte dem Weibe nachlaufen, ihr die unerwartete Gabe zurückbringen — und tat es doch nicht, verwunderte sich über sich selbst und die Entschlußlosigkeit, unter der er doch einen heftigen Willen witterte, den Willen, das holde Geschöpf nicht wieder von sich zu lassen. Das kleine Mädchen — etwa dreiviertel Jahr mochte es alt sein — legte müde sein Köpfchen ihm zwischen Brust und Schulter, es suchte mit den Lippen an seiner rauhen Joppe, gab einige Quäktönchen der Enttäuschung von sich, die seinen neuen Besitzer bis zu Tränen rührten, schloß die himmlischen Augen und war fest eingeschlafen. (Schluß folgt.)

Gedanken.

Tadle mit Liebe und denke daran, daß Nachsicht, ein Jeder brauchen kann.

Raffe dich dazu auf, dir auch in den schwersten Zeiten, zu sagen: „Wie glücklich bin ich!" — das wird dir gelingen, wenn du stets — unter dich siehst.

Mache jeden Tag deine Abrechnung mit dir selbst — das gibt dir Ruhe und ein klares Ziel.

M. v. Sw.



Lustige Ecke



Frechheit.



Der Richter fragt den Angeklagten:
„Haben Sie noch etwas zu bemerken, das Ihre Strafe mildern könnte?"
„Ja, ick bitte um een Sofa in meiner Zelle!"

*

Galant. „Sie hätten der Dame, von welcher Sie sich eben verabschiedeten, bei dem Hundewetter doch Ihren Schirm geben sollen."
„Aber ich bitte Sie, das ist doch meine Frau."

*

Vorschlag zur Güte.



„Lassen Sie mich laufen, lieber Herr! Ich empfehle diese Straße auch in meinem ganzen Bekanntenkreise!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.